



Mullmacher

Die **Hoffnung**
lässt uns nicht
zugrunde gehen



Arbeitsgemeinschaft
Hospizbewegung im
Erzbistum Paderborn

Wir danken den Autorinnen, Autoren und
Clemens Johannigmann für die Genehmigung
zum Abdrucken der Texte und Bilder.

Impressum

Herausgeber: © 05/2016 Diözesan-Arbeits-
gemeinschaft Hospizbewegung
im Erzbistum Paderborn
Am Stadelhof 15, 33098 Paderborn

Idee und Beratung: Prof. Dr. Angelika Zegelin,
Pflegewissenschaftlerin,
Universität Witten/Herdecke

Redaktionelle Bearbeitung: Dr. Susanne Lindner
Christopher Durst
Claudia Menebröcker

Fotos: Clemens Johannigmann

Herstellung & Layout: Caritas-Werkstätten Arnsberg
heftzwecke
Altes Feld 1a, 59821 Arnsberg
www.caritas-arnsberg.de

Die **Hoffnung** lässt uns nicht zugrunde gehen

Multimaker

Diese Broschüre kann heruntergeladen werden unter:
www.caritas-paderborn.de



Arbeitsgemeinschaft
Hospizbewegung im
Erzbistum Paderborn



Wir, die diözesane Arbeitsgemeinschaft Hospizbewegung im Erzbistum Paderborn, gründeten uns 1998 zur Unterstützung der wachsenden Zahl ehrenamtlicher Hospizinitiativen. Unser Ziel ist, den Hospizgedanken in katholischen Einrichtungen des Erzbistums zu vernetzen, zu festigen und zu vertiefen. Über 50 katholische Hospiz- und Palliativeinrichtungen im Gebiet des Erzbistums Paderborn gehören unserer Arbeitsgemeinschaft an.

Auf unserer Mitgliederversammlung im Jahr 2014 sind wir folgenden Fragen nachgegangen: Welche Hoffnung haben sterbende Menschen, insbesondere in ihrer letzten Lebensphase? Gibt es auch Hoffnung für so genannte „hoffnungslose“ Fälle? Und wie kann diese aussehen?

Wir konnten Frau Prof. Dr. Zegelin als Referentin gewinnen, die uns dieses Thema näherbrachte. Sie bestätigte die Erfahrung, die viele von uns bei der Begleitung von Schwerstkranken und Sterbenden machen: Wie wichtig die Hoffnung in der Sterbebegleitung ist. Auch und gerade sterbende Menschen dürfen Hoffnung haben! Es ist nicht immer die Hoffnung auf Heilung. Es ist häufig die Hoffnung auf eine lebenswert gestaltete restliche Lebenszeit, auf ein gutes und würdiges Ende. Oft ist die Hoffnung auf ein bestimmtes Ereignis oder auf ein Erlebnis gerichtet, an welchem der oder die Hoffende noch teilnehmen möchte, oder auf ein Ziel, das der oder die Sterbende ersehnt.

Durch erlebte Hoffnungsgeschichten aus unseren eigenen Reihen haben wir erfahren, dass diese Art der Hoffnung viele Sterbende

„aufrecht hält“ und dass sie durch Hoffnungen „getragen“ werden. Wir haben erkannt, dass Hoffnung wie ein Medikament wirken kann, welches zum Beispiel Leben verlängern oder auch Schmerzen lindern kann.

Wir möchten mit dieser kleinen Broschüre die Geschichten weitergeben und Menschen Mut machen, auch in schwierigen Zeiten oder dann, wenn sie an einer lebensverkürzenden Krankheit leiden, ihre Hoffnung nicht aufzugeben. Es ist ebenso geschrieben für deren Angehörige, ehrenamtliche Hospizhelferinnen und Hospizhelfer sowie hauptberuflich Tätige. An den Geschichten soll deutlich werden, dass die Wirkung von Hoffnung nicht unterschätzt werden sollte.

Dieses Heft beginnt mit dem Vorwort „Hoffnung – eine mächtige Kraft“ von Prof. Dr. Angelika Zegelin, der wir für ihre Unterstützung bei der Erstellung dieser Broschüre danken. Danach schließen sich die Hoffnungsgeschichten an. Sie sind im wahrsten Sinne des Wortes „Erfahrungsberichte“ und sind von Hauptberuflichen und Ehrenamtlichen geschrieben, welche in der Sterbebegleitung tätig sind. Die Textreihe endet mit einem Beitrag von Dr. Thomas Witt, der die Hoffnung aus theologischer Sicht beleuchtet.

Wir wünschen den Leserinnen und Lesern bei der Lektüre dieser Beiträge besinnliche Augenblicke und viele Mut machende Momente.

Maria Stute
Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft

Vorwort



Hoffnung ist eine große menschliche Ressource, sie trägt uns über Schwierigkeiten hinweg und orientiert uns an der Zukunft. Hoffnung ist Grundlage unserer Religionen, sie ist aber auch ganz praktisch „Beweggrund“, etwas zu unternehmen. So beruhen zum Beispiel die Flucht aus der Heimat und das Begehren von Asyl in einem fremden Land auf der Hoffnung auf ein besseres Leben. Aber auch in individuellen Zeiten der Not, sei es durch Krankheit oder anderes Zerbrechen des Alltags, hilft uns die Hoffnung.

Hoffnung heißt, dass wir einen günstigen Ausgang erwarten, uns aber nicht sicher sind. Insofern ist Hoffnung dynamisch, bleibend – sie schließt auch schlechte Erfahrungen mit ein und richtet sich dann neu aus. Menschen entwickeln dann einen „Plan B“. Sie vertrauen darauf, Sinn zu finden und ihre Situation „in den Griff zu bekommen“.

Zweckoptimismus oder positives Denken sind auch schon wichtig, aber Hoffnung ist eine tiefere Überzeugung, sie zeigt sich im Denken, Handeln und Fühlen. Erst in den letzten Jahren wird zum Thema Hoffnung im Gesundheitswesen geforscht, in vielen Wissenschaftsbereichen gibt es ähnliche Konzepte, z.B. Selbstwirksamkeit oder Kohärenzgefühl. Es scheint, dass Hoffnung eine eigene Heilswirkung entfaltet, dass Menschen, die hoffen, eher genesen oder ihre Lage bewältigen. Diese Menschen sprechen über ihre Situation, möchten

informiert und beteiligt werden, machen realistische Pläne. Hoffnung verleiht Energie, schlechte Zeiten durchzustehen. Die Ursachen von Hoffnung sind vielfältig, vor allem sind bisherige Lebenserfahrungen entscheidend, der Glaube, Beziehungen zu anderen Menschen, die Natur, aber auch Aufgaben und Hobbys.

Hoffnung sollte auf jeden Fall von allen Beteiligten unterstützt werden – aber nicht in Schönfärberei oder billigem Trost, sondern in aufrichtiger Begleitung und gemeinsamer Suche nach Optionen.

Für Zugehörige und auch Professionelle gibt es viele Wege, Hoffnung zu unterstützen, durch Ermutigung, Gemeinsamkeit, kleine Freuden und Ablenkungen und Aufspüren guter Momente. Auch eine wohlthuende Gestaltung der Umgebung kann Hoffnung unterstützen.

Seit vielen Jahren beschäftige ich mich mit dem Thema Hoffnung, nun zunehmend in Palliativ- und Hospizkreisen. Die Idee zu diesem Büchlein entstand spontan, nach meinem Vortrag auf der Mitgliederversammlung in Paderborn. Nichts vermag die Bedeutung von Hoffnung besser zu zeigen als die nachfolgenden Beispiele.

Prof. Dr. Angelika Zegelin
Pflegewissenschaftlerin Universität Witten/Herdecke

Hoffnung - eine mächtige Kraft



Ich erinnere mich gut an die etwa 50-jährige Frau: Sie hatte Darmkrebs mit einer sehr schlechten Prognose. Nach Aussage der Ärzte betrug ihre Lebenserwartung höchstens sechs bis neun Monate.

Nach anfänglicher Resignation und Zeiten, in denen sie sich selbst aufzugeben schien, entwickelte sie – sicherlich auch durch Motivation ihres Ehemannes – die Hoffnung und den Mut, so viel Lebenszeit wie möglich zu gewinnen.

„Der Tumor hat sich nun mal in mir breit gemacht. Er gehört zu mir wie meine Hand, aber ich werde versuchen, ihm nicht mehr Raum zu geben, als er jetzt hat.“

Es kam zunächst eine Operation auf sie zu. Mit einem künstlichen Darmausgang hatte sie sich schnell abgefunden. Danach folgten Bestrahlungen und Chemotherapie.

Nach sechs Monaten zeigte sich, dass der Tumor zumindest nicht gewachsen war. „Sehen Sie, das habe ich schon mal geschafft.“ Die Tatsache, dass nun wohl lebenslang eine Chemotherapie anstehen würde, schien diese Frau nicht aus der Fassung zu bringen. Auf meine Frage bezüglich der Nebenwirkungen der Chemotherapie antwor-

tete sie: „Ich versuche, die Nebenwirkungen soweit wie möglich zu ignorieren. Jeder hat mal schlechte Tage. Ich auch. Aber nach zwei bis drei Tagen geht es mir wirklich gut. Sehen Sie, mein Nachbar ist an der Dialyse. Er muss alle zwei Tage ins Krankenhaus und er hat zusätzlich Probleme mit dem Essen. Das finde ich viel schlimmer. Ich hingegen kann meine Zeit bis zur nächsten Chemotherapie schön gestalten.“ Sie fuhr sogar zwischen den Chemotherapien mit ihrem Mann an die See oder in die Berge. „Wenn ich zu kraftlos bin zum Laufen, fährt mein Mann mich im Rollstuhl.“

Das Ganze ist nun schon sechs Jahre her: „Sechs schöne Jahre“, wie sie selber sagt. „Niemand hat damit gerechnet, dass ich das schaffen würde.“ Bei meinem letzten Gespräch mit ihr sagte sie: „Der Tumor hat mich in Beschlag genommen. Er hat aber auch gemerkt, dass ich ihm nicht mehr Raum gebe. Zurzeit bin ich die Stärkere und das soll auch noch so bleiben. Man muss die Latte hoch stecken und darf die Hoffnung nicht aufgeben.“

Maria Schrage

Dem Tumor nicht mehr Raum geben



Juni 2011: Mein Schwager bekommt die Diagnose „Glioblastom Grad IV“, unheilbar, die schwerste Form eines Hirntumors. Überlebensdauer laut Aussage der Ärzte: Maximal zwei Jahre. Erste Operation, anschließend Bestrahlung, dann Chemotherapie. Die Folgen: Übelkeit, körperliche Schwäche, Depressionen. Drei Monate später: Erste MRT-Kontrollaufnahme. Ergebnis: Der Tumor ist erneut gewachsen – doppelt so groß wie vor der Operation. Zweite Operation: anschließend Komplikationen, die Wunde hat sich entzündet. Dritte Operation: Das befallene Knochengewebe wird entfernt. Therapie: hochdosiertes Kortison. Aufgrund der vorherigen Komplikationen ist eine weitere Bestrahlung nicht möglich. Die Gespräche mit den Ärzten verlaufen ausschließlich auf der medizinischen Ebene, sehr pragmatisch. Eine psychosoziale Unterstützung wird nicht angeboten.

Nach intensiven Recherchen entscheidet sich mein Schwager gemeinsam mit seiner Ehefrau für eine alternative Therapieform: Galvanotherapie, Hyperthermie und Anreicherung des Blutes mit Sauerstoff.

Hoffnung!!!!

Die Therapie bekommt ihm gut, körperlich und psychisch. Er erfährt nicht nur medizinische, sondern erstmals auch psychische Zuwendung seitens eines Arztes und einer Therapeutin. Er fühlt sich nicht mehr nur wie „einer von vielen Patienten“.

Hoffnung!!!!

Zwei MRT-Kontrollaufnahmen, jeweils im Abstand von drei Monaten, zeigen keinen Befund. Das letzte MRT im Januar 2013: Ebenfalls ohne Befund. Mein Schwager fühlt sich gut und hat keine wesentlichen körperlichen Einschränkungen.

Hoffnung!!!!

Aber: Die Krankenkasse übernimmt die Kosten für die alternativen Therapien nicht. Zu den Sorgen um die Erkrankung kommen nun die Sorgen um die Finanzierung weiterer Therapien. Die Ersparnisse sind fast aufgebraucht. Freunde und Familie geben finanzielle Unterstützung.

Hoffnung!!!!

Nach mehrfachen Anträgen bei der Krankenkasse und entsprechenden Widersprüchen bei ablehnenden Bescheiden hat sich der Medizinische Dienst der Krankenversicherungen im März 2013 für die Übernahme der Kosten ausgesprochen.

„Das ist genial“, könnte man denken. Ja, aber ...

Mein Schwager erhält in der zweiten Märzhälfte die Zusage seiner Krankenkasse auf Übernahme der Therapiekosten. Dem Brief beigelegt ist das Schreiben des Medizinischen Dienstes mit der Begründung, warum dieser der Übernahme zustimmt. Da heißt es wörtlich: „(..) Der Übernahme der Kosten wird zugestimmt, da mit dem baldigen Ableben des Versicherten zu rechnen ist (..).“ Mein Schwager sagte, dass die Begründung ihm **„die Beine weggehauen“** habe. Er sah sein Todesurteil – schwarz auf weiß: „Diese Aussage war schlimmer, als der Tag, an dem ich die Krebsdiagnose bekam.“

Anfang April 2013: Das nächste MRT steht an (14 Tage nach besagtem Brief der Krankenkasse). Befund: Wachstum des Tumors. Eine Woche nach dem MRT zeigen sich erstmalig neurologische Ausfälle in Form von einseitigen Lähmungserscheinungen. Mein Schwager sitzt im Rollstuhl. Man sieht: Es hat ihm „die Beine weggehauen“.

20. April 2013: Vier Wochen nach Zusage der Kostenübernahme verstirbt mein Schwager.

(M. E.-S.)

Egal was kommt

Viele Menschen werden heute sehr alt. Sie sind irgendwann nicht mehr in der Lage, alleine in ihrer Wohnung zu leben. Auf Grund von Krankheit, Gebrechlichkeit oder Demenz erleben viele ihren letzten Lebensabschnitt in Seniorenheimen, in denen sie dann auch sterben.

Meine Schwiegermutter, 93 Jahre alt, versorgt sich bis heute alleine und möchte gerne zu Hause sterben. Diesen Wunsch möchten Kinder und Schwiegerkinder ihr gerne erfüllen. Sie hat für sich entschieden: Egal was kommt. Sie will nicht mehr ins Krankenhaus und hat dies auch schriftlich festgelegt.

Mit Hilfe von ambulantem Pflegedienst, Hospiz- und Palliativdienst sowie der Hausärztin wird es möglich sein, ihr diesen Wunsch zu erfüllen. Sie hofft darauf, dass sie auf ihrem letzten Weg die Hilfe bekommt, die sie benötigt.

Wir, meine Familie und ich, werden alles dafür tun, ihr diesen Wunsch zu erfüllen.

Regina Fuchte

Noch bis zur Hochzeit

Meine Freundin Monika war krebskrank und befand sich im Endstadium ihrer Erkrankung. Es ging ihr körperlich sehr schlecht, aber sie freute sich sehr auf die anstehende Hochzeit ihrer Tochter. Meiner Meinung nach hat ihr die Vorfreude auf dieses Ereignis Hoffnung gegeben. Hoffnung, die sie noch bis zur Hochzeit weiterleben und durchhalten ließ. Monika konnte sogar einige Stunden an der Feier teilnehmen. Nur wenige Tage später verstarb sie.

Angelika Fortströer



Herbst. Austherapiert! Nichts mehr möglich! Abwarten! Ein Mann, Mitte sechzig, hört diese Aussagen. Er ist verzweifelt, einsam, voller Angst. Was tun? Ortswechsel: Neue Hoffnung auf eine mögliche Therapie. Diese wird von den zuständigen Ärzten abgelehnt. Zu risikoreich. Es könnte bedeuten, dass er an den Folgen der Therapie stirbt.

Warten. Angst. Ohnmacht.

Ein Arzt, der früher behandelte, meldet sich beim Todkranken. Andere Klinik, neuer Versuch mit einer Therapie, die er trotz der Gefahr der möglichen Folgen, die tödlich sein können, bejaht.

Hoffnung. Zuversicht. Vertrauen.

In dieser Zeit unterstreicht der Kranke mehrmals sein Bleiben an diesem Ort und in dieser Beziehung durch die Aussage: „Ich bleibe bis Ostern!“

Weihnachten, ruhige Tage, Besuche werden gemacht, Besucher kommen. Es geht dem Todkranken nicht gut. Er hat Schmerzen, schläft wenig und ist schweigsam geworden. Silvester – Besuch des Jahresabschluss-Gottesdienstes. Zum Schluss wird das Lied „Von guten Mächten wunderbar geborgen“ (Dietrich Bonhoeffer-Text) gesungen. Der Kranke singt hoffnungsfroh mit. Was bringt das neue Jahr? Wie wird sich die Krebserkrankung entwickeln? Pflege?

Hospiz? Palliativstation? Heilung? Wie wird es werden? Ein ruhiger Silvesterabend.

In Südostasien sterben über 250.000 Menschen durch einen Tsunami am zweiten Weihnachtstag. Hier ein Sterbenskranker voller Fragen, Zweifel und doch ist da Hoffnung und Heilung. Heilung verstehen die Angehörigen nicht nur als Gesundwerden. Heilung bedeutet, das Leben leben bis zuletzt, im Vertrauen auf den, der einer von uns war: Jesus Christus. ER hat dem Tod seinen Schrecken genommen und uns das Leben in Fülle zugesagt.

Das neue Jahr beginnt. Der Kranke erlebt es nur wenige Stunden. Überraschend treten tatsächlich die befürchteten Nebenwirkungen der letzten Therapie auf. Das Sterben erfolgt in kurzer Zeit, dann Frieden. Das ganz persönliche Ostern ist da. Gottesbegegnung, Erkennen, geborgen in der ewigen Liebe.

Die Hoffnung auf Heilung erfüllt sich so ganz anders als gehofft. Die Hoffnung der Angehörigen für den Gestorbenen drückt sich im Singen des von ihm zuletzt gesungenen Liedes aus: „Von guten Mächten wunderbar geborgen, erwarten wir getrost, was kommen mag. Gott ist bei uns am Abend und am Morgen und ganz gewiss an jedem neuen Tag.“

Elisabeth Jakobsmeier

Hoffnung - Geborgen in Gottes Wirklichkeit



Herr Werner Holden kam im April zu uns in die Palliativpflege mit der Diagnose Lungenkrebs. Man hatte ihm bereits ein Drittel der Lunge entfernt. Herr Holden hatte sich entschieden, nach etlichen Bestrahlungen und Chemotherapien keine weiteren Behandlungen mehr durchführen zu lassen. Er wusste, dass sein letzter Lebensweg vor ihm lag.

Herr Holden war zu Beginn der palliativen Pflege recht kraftlos und litt unter Appetitlosigkeit. Probleme bereiteten ihm nässende Wunden am Steiß und am Unterschenkel. Dank moderner Wundversorgung heilten die Wunden schnell. Nach 14 Tagen ging es ihm besser und er aß gerne selbstgebackenen Kuchen.

Herr Holden besaß einen BMW, der durch sein Alter mittlerweile ein Oldtimer geworden war. Auf dieses Fahrzeug war er sehr stolz. Zum Glück war Frühling, der Sommer stand vor der Tür. Herr Holden war mittlerweile so kräftig und gesundheitlich stabilisiert, dass er in Begleitung eines ehrenamtlichen Hospizhelfers wieder kleine Ausflüge unternehmen konnte.

Herr Holden hatte jede Menge Appetit auf frische Erdbeeren. Seine Luftnot wurde durch künstliche Sauerstoffzufuhr gelindert und schlafen konnte er auch recht gut. So war Herr Holden insgesamt zufrieden.

Ich hatte mich mit Herrn Holden häufiger darüber unterhalten, dass es wohl sein letzter Sommer sein würde. Aber das war für ihn kein Problem. Er wusste um seinen gesundheitlichen Zustand. Ich hatte den Eindruck, dass er diesen Sommer noch einmal sehr genoss.

Mitte September, ich kam gerade aus dem Urlaub zurück, hörte ich von meinen Kollegen, dass es Herrn Holden nicht gut ginge.

An einem Morgen klingelte ich an seiner Haustür, öffnete diese und fand Herrn Holden nicht wie üblich im Esszimmer sitzend vor. Stattdessen hörte ich ein Rufen aus dem Bad. Herr Holden saß auf der Toilette, konnte nicht mehr allein aufstehen und rief mir entgegen: „Ich kann nicht mehr!“ Sofort informierte ich seinen Hausarzt, der innerhalb von zehn Minuten bei uns war. Zusammen mit Herrn Holden überlegten wir, was nun am besten zu tun sei. Durch die körperliche Schwäche war eine weitere häusliche Versorgung nicht mehr möglich.

Herr Holden stimmte einer Einweisung ins Krankenhaus zu und wurde auf die Palliativstation im nahe gelegenen Klinikum aufgenommen.

Herr Holden lebte noch vier Tage dort, schmerzfrei und begleitet von ehrenamtlichen Hospizhelfern. Er fühlte sich wohl und ist ruhig gestorben.

Martina Schwillow

Der Letzte Sommer

Seit einigen Jahren besuche ich Herrn Albert Beck in unserer Gemeinde. Er ist hochbetagt und hat ein langes Leben hinter sich. Herr Beck und seine Frau sind seit über fünf Jahrzehnten glücklich verheiratet.

Einiges im Leben hat sie zusammengeschweißt: Den zweiten Weltkrieg hatten sie erlebt, Flucht und Vertreibung aus Schlesien. Schließlich fanden sie in Dortmund ein neues Zuhause. Ihre Ehe war kinderlos geblieben. Aber darüber waren sie nicht betrübt. Sie hatten es sich zur Lebensaufgabe gemacht, anderen Menschen eine Freude zu bereiten. So halfen sie mit bei der Tafel, bei der Betreuung benachteiligter Kindern in der Nordstadt und in zahlreichen Gemeindeguppen.

Doch dann starb die Ehefrau und das Leben von Herrn Beck änderte sich schlagartig. Vor allen Dingen verschlechterte sich sein Gesundheitszustand zunehmend und seine körperlichen Kräfte ließen nach.

Bekannte und Nachbarn überredeten ihn schließlich, in ein Seniorenheim zu ziehen. Nach langen Beratungen stimmte er zu und

sagte: „Ich kann es ja mal versuchen.“ Herr Beck lebte sich gut im Heim ein und fand schnell Kontakte zu den Mitbewohnerinnen und Mitbewohnern. Wenn er gefragt wurde, wie es ihm hier gefalle, sagte Herr Beck stets bestimmt: „Ich bin hier auf Probe. Ich habe noch meine Wohnung und da gehe ich bald wieder hin. Ich will es wenigstens noch einmal versuchen.“

Gesagt, getan! Nach drei Wochen Aufenthalt im Pflegeheim trat er seine Reise zurück in die eigene Wohnung an. Der Pflegedienst wurde organisiert und auch für das tägliche Mittagessen wurde gesorgt.

Von dieser Hoffnung getragen, ist Herr Beck schon seit geraumer Zeit wieder zu Hause. Auch sein Gesundheitszustand ist wieder stabiler. „Fast schon ein kleines Wunder“, so sagen viele seiner Bekannten.

Ich glaube, dass es auch sein großer Glaube ist, der ihn zu dieser Hoffnung bewegt, sich nicht aufzugeben und es immer wieder von neuem zu versuchen.

Pastor Frank Wecker

Ich will es wenigstens

noch einmal versuchen

Leuchtende Augen

Stefan Leifeld, ein junger Mann, war schwerkrank. Er hatte einen bösartigen Tumor im Endstadium und würde bald sterben. In all den schweren Zeiten machte ihm die Musik von Peter Maffay immer wieder Mut. Als wir von einem Konzert des Sängers erfuhren, das in wenigen Wochen in der Nähe stattfinden sollte, wollten wir Stefan unbedingt noch eine Freude bereiten: Wir haben Karten besorgt und ihn zum Konzert begleitet. Die große Vorfreude darauf gab ihm nochmals Hoffnung. Nach dem Konzert war er völlig erschöpft, aber seine Augen leuchteten vor Freude.

Angelika Fortströer

Heiligabend im Kreis der Familie

Claudia Taubert war ebenfalls schwerkrank. Sie wusste, dass sie bald sterben würde. Zu der Zeit, es war Dezember, wünschte sie sich, dass alles im Haus – wie jedes Jahr in der Adventszeit – festlich geschmückt würde. Für ihre Familie war dies schwer, aber für Claudia war diese Zeit der Vorbereitung auf Christi Geburt besonders wichtig. Die junge Frau verband damit die Hoffnung, dass nach dem Tod nicht alles endet. Es gibt stattdessen ein Leben danach, in dem sie sich alle wiedersehen. Sie verstarb am Heiligen Abend im Kreis ihrer Familie.

Angelika Fortströer

Dann gibt es noch Frau Heise: Bei ihr wurde vor 30 Jahren ein Tumor an der Niere festgestellt. Sie hatte sich kurz vorher selbstständig gemacht. Damals hieß es, der Tumor sei inoperabel, sie solle die Lebenszeit, die sie noch habe, genießen. Frau Heise hatte einen guten Arzt gefunden, der sie sowohl schulmedizinisch als auch alternativtherapeutisch betreute. Er hatte ihr von Beginn an gesagt, sie solle die Hoffnung nicht aufgeben und positiv in die Zukunft sehen. Eine positive Lebenseinstellung stärke auch ihr Immunsystem und hemme die Ausbreitung der krankmachenden Zellen, so der Arzt. Außerdem hatte er Frau Heise geraten, Stress abzubauen, sich gesund zu ernähren, sportlich zu betätigen und sich auch ab und an etwas Gutes zu gönnen.

Frau Heise erzählte mir, dass sie ihr selbstständiges Geschäft habe aufgeben müssen. Dieser Entschluss sei ihr nicht leicht gefallen und sie habe sich anfänglich sehr schwer damit getan. Finanziell habe sie sich sehr einschränken müssen, aber mit der Zeit habe sie eine andere Sichtweise bekommen. Ihr Arzt habe sie immer unterstützt und ihr gut zugesprochen.

Heute geht Frau Heise einer leichten Tätigkeit nach: „Es ist zwar mit meiner Niere nicht alles in Ordnung, aber ich habe meiner Krankheit ein Schnippchen geschlagen.“

Maria Schrage

Trotz Veränderung nicht aufgeben



Im Altenheim liegt eine ältere Frau im Sterben und wünscht sich, mit jemand zusammen beten zu können.

Frau Aschoff freut sich, als ich, eine ehrenamtliche Sterbebegleiterin, ihr Zimmer betrete. Sie freut sich auch, dass die Sonne heute so schön durchs Fenster scheint. „Na“, denke ich, „da kann der Tod ja noch nicht so nahe sein“. Nach meiner bisherigen Erfahrung nehmen Menschen kurz vorm Sterben das Wetter kaum mehr wahr.

Am Morgen hat bereits eine Bekannte Frau Aschoff besucht und mit ihr den Rosenkranz gebetet.

So nehme ich mein mitgebrachtes Gotteslob zur Hand und beginne, einige Texte und Gebete vorzulesen. Als ich an das Vaterunser in Latein komme, ist Frau Aschoff nicht mehr zu bremsen. Mit Begeisterung und Schwung spricht sie das Gebet mit. Der Bann ist gebrochen: Sie erzählt aus ihrer Kindheit, in der ihr der Erzengel Raphael beim Kampf gegen Krankheiten ein treuer Helfer gewesen sei, und von schlimmen Zeiten, in denen der Erzengel Michael ihr gegen das Böse geholfen habe. „Immer wenn ich in meinem langen Leben nicht mehr allein weiterkonnte oder keinen Ausweg sah, wusste ich, welcher Engel mir weiterhelfen konnte.“

Auf meine Frage nach der Gottesmutter, zu der sie so gerne betet, erklärt sie mir, diese sei ja bei Gott. „Ich kann mich mit allem an Maria wenden. Aber die wohnt nun mal im Himmel. Die Engel dagegen können als Boten im Himmel und bei mir auf der Erde sein.“

Wir unterhalten uns eine gute Stunde im wahrsten Sinne über Gott und die Welt. Dann ist Frau Aschoff doch etwas erschöpft. Zum Abschied muss sie mir aber unbedingt noch erzählen, dass sie schon wisse, welcher Engel auf sie warte und sie begleiten werde. Da sie dabei nach links oben deutet, vermute ich ihre Hoffnungsrichtung dort.

In gelöster Stimmung gehe ich nach Hause und berichte am Telefon der Hospizkordinatorin, die mich um den Besuch der Sterbenden gebeten hatte, von meinen Eindrücken. Am nächsten Morgen ruft diese zurück mit der Nachricht, Frau Aschoff sei in der Nacht „einfach eingeschlafen“.

Welch ein Trost: Frau Aschoff musste keinen Todeskampf bestehen. Sie hat 90 Jahre mit ihren Engeln gelebt und ist jetzt gegangen – mit ihnen. Ihr ganzes Leben lang hat sie gewusst, dass es gut ausgehen werde.

Barbara Günster

Frau Aschoffs Engel



Vor längerer Zeit begleitete unser ambulanter Hospizdienst Frau Helene Semmler, eine 60-jährige Dame, die vor einigen Jahren an Brustkrebs erkrankt war und mittlerweile viele Metastasen an verschiedensten Organen hatte.

Als bei Frau Semmler die Hoffnung schwand, die Krebserkrankung in den Griff zu bekommen oder vielleicht sogar zu besiegen, ging sie weiterhin sehr offen mit ihrer Erkrankung um. Sie sprach offen und ehrlich mit ihren Angehörigen über ihre Krankheit und ihre Beschwerden. Frau Semmler klagte niemals, ertrug die unangenehmen Therapien und Behandlungen und verzweifelte nicht. Tabulos wurde mit der Familie, Freunden, Arbeitskollegen und den Mitarbeitern unseres Hospizdienstes darüber gesprochen, dass es keine Aussicht auf Genesung mehr gäbe. Frau Semmler formulierte deutlich und klar, dass sie sich auf ihren letzten Weg gemacht habe.

Frau Semmler war verheiratet und hatte drei erwachsene Kinder: Ihr Sohn und ihre Schwiegertochter lebten mit ihren zwei Kindern im Alter von drei und einem Jahr weit entfernt. So konnte Frau Semmler ihre geliebten Enkelkinder nur sehr selten sehen und deren Wachsen nur aus der Ferne betrachten und genießen.

Frau Semmlers älteste Tochter war verheiratet, kinderlos und beruflich sehr engagiert.

Zu der jüngsten Tochter, die mit ihrem Mann im selben Haus gemeinsam mit Frau Semmler lebte, hatte sie eine ganz besonders enge Beziehung: Die Tochter war in ihrer Jugend selber schwer erkrankt und hatte durch ihre Familie und besonders durch die Unterstützung ihrer Mutter viel Liebe und Geborgenheit erfahren. Durch diese gemeinsam durchlebte Krise war ein ganzes festes Band zwischen ihr und ihren Eltern, besonders aber auch zwischen ihr und der Mutter entstanden.

Die Erkrankung der Tochter führte dazu, dass es einige Jahre nicht möglich war, einem Kinderwunsch nachzukommen. So war der größte Herzenswunsch der Familie eine Schwangerschaft der jüngsten Tochter.

Als sich herausstellte, dass die junge Frau endlich schwanger war, ging es Frau Semmler schon sehr schlecht und niemand glaubte daran, dass sie die Geburt ihres so sehnlichst erwarteten Enkelkindes noch erleben würde. Frau Semmler war schwach, sie lag fast nur

noch im Bett, konnte an manchen Tagen nichts mehr essen oder trinken, übergab sich immer wieder. Aufgrund der Knochenmetastasen hatte sie starke Schmerzen.

Von der Stunde an, in der sie von der Schwangerschaft ihrer Tochter erfuhr, hatte Frau Semmler ein Ziel: Sie wollte die Geburt ihres Enkelkindes erleben und dieses Wunschkind einmal in den Armen halten. Sie selber wusste, wie unwahrscheinlich es war, dass sie noch neun Monate leben würde.

Und dennoch: Frau Semmler schaffte es, wieder aus dem Bett aufzustehen. Ebenfalls nahm sie weiterhin sehr intensiv am Familienleben teil. Sie nahm unglaublich viel Kraft aus der Hoffnung auf dieses Kind.

Zum Ende der Schwangerschaft ihrer Tochter war Frau Semmler sehr, sehr schwach. Sie hatte starke Schmerzen, ließ sich aber nur ungern mit Schmerzmitteln behandeln, damit sie ihr Leben weiterhin in vollem Bewusstsein mitbekommen konnte.

Wir alle, die Frau Semmler auf ihrem langen Weg begleiten durften, konnten es nicht glauben: Wie sehr erhielt die Hoffnung auf das Erreichen ihres selbst gesetzten Ziels diese kranke Frau am Leben. Kurzzeitig wurde überlegt, das Kind einige Tage vor dem errechneten Geburtstermin per Kaiserschnitt auf die Welt zu holen. Niemand glaubte, dass Frau Semmler bis zur natürlichen Geburt des Kindes leben würde. Der Gedanke wurde aber wieder verworfen, da man Mutter und Kind nicht unnötig gefährden wollte. Die spontane Geburt wurde abgewartet.

Das Enkelkind wurde einen Tag vor den errechneten Termin geboren, morgens um sechs Uhr. Mutter und Kind waren wohlauf. Frau Semmler wurde mit unglaublichem Willen und mit Hilfe ihrer Familie in das Krankenhaus zu ihrem Enkelkind und zu ihrer Tochter gebracht. Sie hielt für einige Augenblicke das Kind in den Armen, wie sie es sich so lange gewünscht hatte:

Was für ein unbeschreibliches Glück!

Nach kürzester Zeit musste Semmler wieder nach Hause gebracht werden, da ihre Kräfte völlig aufgebraucht waren. Wieder im Bett starb Frau Semmler noch am selben Tag im Kreise ihrer ganzen Familie.

Bettina Kettelgerdes

„Ihr dürft euch nicht
von der Hoffnung
abbringen lassen, die
euch das Evangelium
schenkt.“ (Kol 1,23)

Der Volksmund sagt: „Die Hoffnung stirbt zuletzt“. Das heißt, dass die Hoffnung bei uns Menschen ganz tief verwurzelt ist und dass wir auch in ausweglosen Situationen einen Funken Hoffnung bewahren, weil „es bis jetzt immer noch gut gegangen ist“. Wir wissen zwar, dass es momentan gar nicht so aussieht, aber irgendwie hoffen wir, dass – aller Wissenschaft zum Trotz – die Krankheit bei uns selbst einen anderen Verlauf nehmen wird ...

Die Hoffnung im christlichen Sinn und vom Neuen Testament her ist aber viel mehr als das Wort „es wird alles gut“, das wir in schweren Situationen gern sagen, oft ohne es zu glauben. Die christliche Hoffnung ist nicht naiv. Sie blendet nicht einfach die erdrückenden Fakten aus.

Schaut man einmal, wie das Wort „Hoffnung“ im Neuen Testament gebraucht wird, dann wird schnell deutlich, dass die dort angesprochene Hoffnung einen ganz konkreten Inhalt hat. Hier ein Beispiel: „Brüder, wir wollen euch über die Verstorbenen nicht in Unkenntnis lassen, damit ihr nicht trauert wie die anderen, die keine Hoffnung haben“ (1 Thess 4,13). Paulus war von der Gemeinde in Thessalonich über die Verstorbenen befragt worden. Sie fürchteten, dass die, die vor der bald erwarteten Wiederkunft Christi gestorben waren, das ewige Leben nicht finden würden. Paulus stellt fest, dass der Gemeinde Jesu eine Hoffnung geschenkt ist, die andere nicht haben. Und deshalb soll die Gemeinde nicht über die Verstorbenen trauern wie die, die keine Hoffnung haben. Der nächste Satz macht deutlich, worin diese Hoffnung besteht: „Wenn Jesus – und das ist unser Glaube – gestorben und auferstanden ist, dann wird Gott durch Jesus auch die Verstorbenen zusammen mit ihm zur Herrlichkeit führen“ (1 Thess 4,14).

Inhalt der christlichen Hoffnung ist also nicht ein diffuser Optimismus, der – allen Erkenntnissen zum Trotz – an einen guten Ausgang glaubt. Inhalt der christlichen Hoffnung ist das neue Leben, das Gott all denen bereitet, die ihn lieben (vgl. 1 Kor 2,9). Im Blick auf das ewi-

ge Leben, das Jesus uns durch seinen Tod und seine Auferstehung erworben hat, kann man auch sagen: „Alles wird gut.“ Im Blick auf die Vollendung bei Gott stimmt das; im Blick auf unseren irdischen Wandel stimmt das allzuoft nicht, wie wir aus Erfahrung wissen.

Die christliche Hoffnung setzt ungeheure Kräfte für dieses Leben frei, weil sie unser Leben öffnet für das neue Leben, das uns niemand mehr rauben kann. Sie strahlt aus in unseren Alltag und seine Bedrängnis. Sie schenkt Kraft in unseren irdischen Sorgen und Anliegen. Viele Beispiele in dieser Broschüre machen deutlich, wie schon eine kleinere Hoffnung dazu beitragen kann, wenigstens eine Zeit lang erfolgreich gegen Krankheiten zu kämpfen, Ziele zu erreichen und Gelassenheit zu finden. Da besteht die Hoffnung vielleicht aus einem Ziel: die Geburt des Enkelkinds zu erleben, noch einen Sommer zu erleben und ähnliches. Diese irdischen Hoffnungen und Ziele sind, so könnte man sagen, kleine Geschwister der christlichen Hoffnung. Aber irgendwann wird der Tod uns doch einholen; dann helfen keine Anstrengung und kein Ziel mehr. Dann aber bleibt die Hoffnung, die über den Tod hinausgeht.

„Die Hoffnung lässt nicht zugrunde gehen“, schreibt Paulus an anderer Stelle. Sie schenkt immer wieder einen neuen Blickwinkel und wendet die Verzweiflung ab. Das komplette Zitat dieser Stelle mag eine Zusammenfassung sein: „Durch (Christus) haben wir den Zugang zu der Gnade erhalten, in der wir stehen, und rühmen uns unserer Hoffnung auf die Herrlichkeit Gottes. Mehr noch, wir rühmen uns ebenso unserer Bedrängnis; denn wir wissen: Bedrängnis bewirkt Geduld, Geduld aber Bewährung, Bewährung Hoffnung. Die Hoffnung aber lässt nicht zugrunde gehen; denn die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsere Herzen durch den Heiligen Geist, der uns gegeben ist“ (Röm 5,1-5).

Dr. Thomas Witt
Domkapitular